

Zeitschrift: Reihe Kriminologie / Schweizerische Arbeitsgruppe für Kriminologie = Collection criminologie / Groupe suisse de travail de criminologie

Herausgeber: Schweizerische Arbeitsgruppe für Kriminologie

Band: 13 (1995)

Artikel: Männlichkeit und Gewalt : Ergebnisse einer Befragung von Jugendlichen in Zürich

Autor: Eisner, Manuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1051295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MANUEL EISNER

MÄNNLICHKEIT UND GEWALT

Ergebnisse einer Befragung von Jugendlichen in Zürich

Thema dieser Tagung ist «Innere Sicherheit». Nun lässt sich mit Fug und Recht darüber streiten, ob «Innere Sicherheit» tatsächlich ein derart akutes Problem unserer Gesellschaft darstellt, dass spezielle staatliche Massnahmen gerechtfertigt sind. Kein Zweifel besteht hingegen darüber, dass der Gewaltproblematik im Rahmen der aktuellen Debatten ein zentraler Stellenwert zukommt. Empirisch lässt sich hierzu feststellen, dass Gewaltdelikte tatsächlich häufiger geworden sind, dass aber die Zeiten starker Zunahme in den 70er und frühen 80er Jahren liegen, während alle verfügbaren kriminalstatistischen Informationen für die vergangenen 10 Jahre eher auf eine weitgehende Stabilität – mit allerdings beträchtlichen Unterschieden zwischen verschiedenen Deliktgruppen – hinweisen (Eisner, 1993).

Ein Sachverhalt ist aber unverändert geblieben: Gewaltdelinquenz ist – soweit es um die Täter geht – ein männliches Phänomen. Dies ist interessanterweise eine Facette des Problems, die bislang weder in der politischen Diskussion noch in der wissenschaftlichen Forschung hinreichend Beachtung gefunden hat. Wer etwa in gängigen Handbüchern zur Theorie und Empirie von Kriminalität die Schlagwortverzeichnisse durchsucht, wird dort fast immer vergeblich nach Stichworten wie «Geschlecht», «Mann» oder «Männlichkeit» suchen. Findet man trotz allem eine Diskussion des Themas, dann zumeist unter der Frage: «Warum sind Frauen hinsichtlich der Kriminalität unterrepräsentiert?» während interessanterweise die umgekehrte Frage «Warum sind Männer überrepräsentiert?» kaum je gestellt wird (vgl. z.B. Kaiser, 1989; Killias, 1991; Maguire, et al., 1994). Hierüber darf man sich wundern und in leichter Abwandlung einer Feststellung von Cheryl Benard und

Edit Schlaffer (1980) konstatieren: «Über den Mann weiss die Kriminologie nichts».¹

Erstaunlich ist aber auch, dass der überwiegende Teil der Delinquenzsoziologie bislang von einem biologisch geprägten Modell ausgegangen ist, das nur die Differenz zwischen «Mann» und «Frau» kennt. Sie blieb damit weitgehend unberührt von neuerer sozialwissenschaftlicher Forschung über Geschlechterunterschiede und damit verbundene kulturelle Vorstellungen. Diese betont nicht nur, dass in jeder Gesellschaft mehrere Männlichkeiten und Weiblichkeiten existieren, sondern auch, dass die kulturellen Stereotype nicht notwendigerweise mit den biologischen Grenzen übereinstimmen müssen. Nimmt man von solchen Diskussionen Kenntnis, dann kann man danach zu fragen beginnen, ob und wie die Übernahme spezifischer *Männlichkeitsbilder* einen Einfluss auf Gewaltausübung hat (vgl. Kersten, 1995).

Dies ist das Thema der folgenden Überlegungen, welche in vier Teile gegliedert sind. Zunächst werde ich einige theoretische Überlegungen zur Bedeutung von Männlichkeitsbildern für ein Verständnis von Gewaltphänomenen bei Jugendlichen anstellen. In einem zweiten Teil wird es darum gehen, eine empirische Studie über Gewalt von Jugendlichen vorzustellen und methodische Probleme in Zusammenhang mit der Messung von Gewaltdelinquenz und unserem Vorgehen bei der Erfassung von Männlichkeitsbildern zu diskutieren. In Teil 3 präsentiere ich einige zentrale Ergebnisse zur Frage, ob Männlichkeitsvorstellungen einen Effekt auf Gewaltdelinquenz von Jugendlichen haben. In Teil vier schliesslich wird die Frage angesprochen, inwiefern der sozio-strukturelle Hintergrund von Jugendlichen einen Einfluss auf die Übernahme von Männlichkeitsvorstellungen hat.

1. Theoretische Überlegungen

Männlichkeitsbilder existieren wie alle kulturellen Phänomene auf zwei Ebenen; einer *objektiven* Wirklichkeit der Aussenwelt und einer

subjektiven Wirklichkeit der Innenwelt (Berger und Luckmann, 1980). Als objektive Wirklichkeit sind Männlichkeitsbilder standardisierte Produkte einer Gesellschaft, welche durch Werbung, Fernsehen, Literatur etc. erzeugt werden und dabei Wertvorstellungen, Rollenstereotype und Handlungsmuster transportieren. Als subjektive Wirklichkeit sind Männlichkeitsbilder verinnerlichte geschlechtsbezogene Aspekte von *sozialer Identität*, wobei Identität in Anschluss an Erikson (1980) als «unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit» verstanden werden kann.

Für analytische Zwecke stellt sich allerdings das Problem, dass bislang kaum überzeugende Typologien von Männlichkeitsbildern und ihrer sozialen Verankerung entwickelt worden sind. Immerhin kann man der Forschungsliteratur zu männlicher Identität Hinweise auf zwei Dimensionen entnehmen, entlang derer sich Männlichkeitsbilder einordnen lassen. Zum einen kann man unter Verwendung des Konzeptes von «hegemonialer Männlichkeit» verschiedene Männlichkeitsvorstellungen nach ihrer *Zentralität* im kulturellen System einer Gesellschaft unterscheiden (Connell, 1987; Gilmore, 1991; Hollstein, 1991; Böhnisch und Winter, 1993; Kersten, 1993a; Kersten, 1995). Dies impliziert die Vorstellung, dass es in einer Gesellschaft ein dominantes Männerbild gibt, das mit dem erfolgreichen, statushohen und legitime Herrschaft ausübenden Mann verknüpft ist (Morgan, 1992). Von ihm setzen sich all jene Bilder ab, die subkulturelle Alternativen der Konstruktion von Männlichkeit anbieten.

Zum anderen kann man auf die Dichotomie «männlich» – «weiblich» zurückgreifen und diese innerhalb von Männlichkeitsstereotypen reduzieren. Dies führt zu einer Achse, entlang derer man zwischen *männlichen Männern* und *weiblichen Männern* unterscheiden kann (Morgan, 1992: 44). Allerdings sind in modernen Gesellschaften sowohl das maskuline Männlichkeitsbild, welches physische Kraft und Aggressivität betont, wie auch das feminine Männlichkeitsbild, welches Empathie und Emotionalität in den Vordergrund rückt, subkulturelle Abweichungen von der hegemonialen Männlichkeit, welche

funktional auf den Zugang zu Machtpositionen bezogen ist und Aspekte wie *Leistungsorientierung*, *Selbstkontrolle* und *intellektuelle Überlegenheit* positiv bewertet (Morgan, 1992: 54).

Es ist nun plausibel, dass soziale Identitäten zwar Handlungen nicht determinieren, jedoch in vielfältiger Weise Handlungsdispositionen beeinflussen. So enthalten Bilder vom «richtigen Mann» Vorstellungen über das angemessene Verhalten in Konfliktsituationen, über Relevanz und Geltung sozialer Normen sowie die Berechtigung von Gewalt als Handlungsmöglichkeit. Dabei wäre sicherlich die Vorstellung falsch, dass ein verinnerlichtes Männlichkeitsbild nur dann Gewalt-handlungen begünstigt, wenn dominante Normen des Gewaltverzichtes ausgeschaltet und Gewalt positiv bewertet wird. Vielmehr reicht es beispielsweise aus, dass ein Männlichkeitsbild Empathie und Emotionalität verbietet oder bestimmte Bevölkerungsgruppen (z.B. Homosexuelle, Ausländer, andere Jugendsubkulturen) negativ stereotypisiert, um gewaltträchtige Interaktionen zu begünstigen (Gruen, 1992).

Hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Identifikationen mit Männlichkeitsbildern und Gewaltausübung von Jugendlichen können wir daher die These formulieren, dass jene Jugendlichen am ehesten selber Gewalt ausüben, welche mit der subkulturellen Variante des aggressiven, empathielosen Mannes identifizieren. Am seltensten erwarten wir Gewaltmanifestationen bei jenen männlichen Jugendlichen, die sich stärker mit feminin-empathischen Männlichkeitsbildern identifizieren können. Es ist aber auch zu erwarten, dass Jugendliche, welche sich mit dem dominanten Bild des erfolgreichen und leistungsorientierten Mannes identifizieren, eher selten Gewalt ausüben, da sie gesellschaftlich legitime Zugänge zu zentralen Positionen betonen.

Wenn unterschiedliche Männlichkeitsbilder Auswirkungen auf die Wahrscheinlichkeit von Gewalt haben – was letztlich eine empirische Frage ist – dann stellt sich hieran anschliessend die Frage, welche sozialstrukturellen Prozesse zur Ausdifferenzierung von Männlichkeitsvorstellungen führen. Ich werde hierzu im folgenden drei theoretische

Modelle skizzieren, welche Annahmen über die Lokalisierung von Männlichkeitsbildern im sozialen Raum treffen.

Männlichkeitsbilder, Gewalt und soziale Lage

Vielleicht die einzige delinquenzsoziologische Tradition, welche explizit Männlichkeitskonstrukte in die Theoriebildung einschliesst, ist die *Subkulturtheorie* von Whyte (1943), Cohen (1965), Miller (1958) und Wolfgang und Ferracuti (1967). Allerdings hat nur Albert Cohen einen Ansatz entwickelt, der die Entstehung einer delinquenten Jugendsubkultur systematisch mit sozio-strukturellen Kontextfaktoren in Zusammenhang bringt. Cohen argumentierte, dass die Entstehung devianter jugendlicher Subkulturen als kollektive Reaktion auf Anpassungsprobleme zu verstehen sei, welche aus der Ungleichheitsstruktur der Gesellschaft einerseits und ihrem demokratisch-egalitären Gesellschaftsbild andererseits resultieren (vgl. Merton, 1938; 1968). Er vermutete, dass unterprivilegierte und marginalisierte Jugendliche subkulturelle Codes entwickeln, die Männlichkeit im Sinne von Mut, Ausdauer und Härte besonders betonen und sich damit abweichende Dimensionen der Identitätsbildung erschliessen. Aus dieser Perspektive ist zu erwarten, dass Identifikationen mit einem maskulin-gewaltorientierten Männlichkeitsbild bei Jugendlichen mit tiefem Bildungsstatus oder bei sozialen Minderheiten häufiger sind als bei Jugendlichen, welche Zugang zu den zentralen Machtdimensionen einer Gesellschaft haben oder antizipieren.

Männlichkeitsbilder in der «vaterlosen Gesellschaft»

Eine andere Argumentationslinie bringt die Schwierigkeiten der Identitätsbildung von jungen Männern mit Besonderheiten moderner *Familienstrukturen* in Verbindung. Dies ist ein Ansatz, der verschiedentlich im Rahmen der Forschung über männliche Identitätsbildung entwickelt und bereits in den 60er Jahren von Peter Heintz (1968) mit

Jugenddelinquenz in Zusammenhang gebracht wurde (vgl. auch Hollstein, 1991; Böhnisch und Winter, 1993). Heintz (1968) argumentierte, dass die Unsichtbarkeit des Vaters infolge der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in modernen Familien zu einem Mangel an positiven *Identifikationsmöglichkeiten* männlicher Jugendlicher führe. Dieses Fehlen unmittelbarer Vorbilder bewirke Defizite im Aufbau eines integrierten Selbstbildes. Infolgedessen versuchen männliche Jugendliche, in Jugendsubkulturen und durch die Übernahme eines autoritär-männlichen Selbstbildes eine kompensatorische Geschlechtsidentität aufzubauen (Böhnisch und Winter, 1993).

Eine Variante dieser Argumentationslinie bringt Mängel der jugendlichen Identitätsbildung mit generellen Problemen des elterlichen Erziehungsstils in Verbindung. So argumentiert beispielsweise Zeltner (1993), dass sowohl autoritär-punitive wie auch entstrukturiert-antiautoritäre Erziehungsstile die Entstehung innerer Sicherheit bei männlichen Jugendlichen erschweren und damit Gewalt begünstigen.

Hegemoniekrise des Männlichen als Ursache von Identitätsproblemen

Eine dritte Perspektive betrachtet die Entstehung gewaltorientierter Männlichkeitsvorstellungen nicht so sehr als Folge unterschiedlicher Schichtlagen oder spezifischer Familienstrukturen, denn als rückwärtsorientierte Reaktion auf die *Destabilisierung hergebrachter Männlichkeitsbilder* (Connell, 1987; Hollstein, 1991; Kersten, 1993a; Kersten, 1993b; Kersten, 1995). Diese sehen sich durch Prozesse aus drei Richtungen einer wachsenden Erosion ausgesetzt. Zum einen hat der sozio-ökonomische Strukturwandel in Richtung auf eine *post-industrielle Informationsgesellschaft* und der damit einhergehende Abbau von Arbeitsplätzen im Industriesektor zu einer Entlegitimierung jener Männlichkeitsbilder geführt, welche sich auf physische Kraft als Legitimationsgrundlage beriefen. Zum zweiten hat der (wie auch immer unvollendete) Prozess der *Emanzipation von Frauen*, im dem ja

eine intensive Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Weiblichkeit und eine Kritik patriarchaler Weltbilder eine zentrale Rolle spielt, zu einer Entstabilisierung männlicher Identitäten geführt, die sich nicht zuletzt in einer auffällig kargen Auseinandersetzung mit Geschlechtsidentität seitens der Männer äussert. Schliesslich argumentiert Heitmeyer (1994), dass der *Individualisierungsschub* seit den 60er Jahren zu einer Auflösung sozialintegrativer Milieus geführt habe, was sich unter anderem in einem Abbau verlässlicher Vorgaben für stabile Selbstkonzepte geäussert habe. Alle drei Prozesse mögen dazu beigetragen haben, dass männliche Identitäten einer wachsenden Entstabilisierung ausgesetzt sind, auf die besonders männliche Jugendliche mit dem Rückgriff auf regressive Männlichkeitsbilder reagieren.

Jugendsubkulturen, welche in seltsamem Anachronismus den aggressiven, empathielosen und autoritären Mann wieder auflieben lassen, mögen aus dieser Perspektive ein Reflex auf die Tatsache sein, dass zwar hergebrachte Männlichkeitsbilder ihre Selbstverständlichkeit verloren haben, neue Muster der Identitätsbildung aber nur um den Preis einer Auseinandersetzung mit Geschlechtsidentitäten verfügbar würden.

2. Methodisches Vorgehen

Die folgenden Untersuchungsergebnisse stammen aus einer schriftlichen und standardisierten Befragung von Jugendlichen, die von Katja Branger, Franziska Liechti und mir im Frühling 1994 durchgeführt worden war. Insgesamt wurden 807 Jugendliche des neunten Schuljahrganges in der Stadt Zürich befragt. In einer Klumpenstichprobe wurden 12 Schulen in die Befragung eingeschlossen, innerhalb der Schulen wurden alle Jugendlichen des Schuljahrganges befragt. Alle folgenden Auswertungen beziehen sich auf jene 594 Befragten, welche in der Stadt Zürich wohnhaft waren (für Einzelheiten vgl. Branger, et al., 1994; Branger und Liechti, 1995).

Eines der Ziele der Untersuchung war, Thesen zum Zusammenhang zwischen geschlechtsbezogenen Identitäten und Gewalt zu überprüfen. Bevor die Ergebnisse hierzu vorgestellt werden können, sind zwei methodische Fragestellungen anzusprechen, nämlich: (1) Wie wurde Gewaltdelinquenz gemessen, und (2) wie wurden Männlichkeitsbilder erfasst.

Das Messen von selbstberichteter Gewalt und die Konstruktion eines Gewaltindikators

Unser Fragebogen enthielt 19 Fragen zu selbstberichteter Delinquenz. Davon bezogen sich 13 Fragen auf Eigentumsdelikte, die hier nicht weiter betrachtet werden. 6 Fragen bezogen sich auf verschiedene Formen von Gewaltausübung. Die Fragen waren ohne Einschränkung des Zeitraumes, in dem sich das Delikt ereignet hat, formuliert. Vorgegeben waren drei Antwortkategorien «nie», «einmal getan», «mehrmals getan». Tabelle 1 zeigt die Antworthäufigkeiten für alle Fragen zu selbstberichteter Gewalt unterschieden nach dem Geschlecht der Befragten.

Tabelle 1: Häufigkeit von selbstberichteter Gewalt nach Geschlecht

Frageformulierung:

«Auf der folgenden Liste findest Du einige Dinge, die Du vielleicht auch schon gemacht hast. Wir bitten Dich, die folgenden Fragen ehrlich zu beantworten. Deine Antworten werden von uns absolut anonym und vertraulich behandelt, und es wird niemand davon etwas erfahren. Hast Du in deinem Leben schon Folgendes gemacht?»

(Nach Häufigkeit geordnet)

Item	In Prozent der Antwortenden	
	Einmal getan	Mehrmals getan
Alleine eine Person verprügeln		
Männer	24,1%	19,0%
Frauen	13,3%	5,8%
Eine Person mit Worten unter Druck setzen, um von ihr etwas zu erhalten.		
Männer	22,1%	15,9%
Frauen	16,2%	8,9%
An einer Schlägerei mit einer anderen Gruppe teilnehmen		
Männer	10,7%	11,8%
Frauen	6,2%	4,5%
In einer Gruppe eine einzelne Person verprügeln		
Männer	6,5%	6,2%
Frauen	5,1%	1,4%
Eine Person schlagen oder mit Waffen bedrohen um ihr Geld oder sonst etwas Wertvolles wegzunehmen		
Männer	2,1%	3,8%
Frauen	0,3%	0,7%
Eine Person mit einer Waffe verletzen		
Männer	4,1%	2,1%
Frauen	0,3%	0,3%

Anzahl Beobachtungen: Männer 289–292; Frauen 291–294.

Die Daten zeigen zum einen, dass verschiedene Formen von Gewalt unterschiedlich häufig berichtet werden. Dabei ist nicht überraschend, dass wenig gravierende Formen von Gewalt häufiger vorkommen als schwere Formen von Gewalt wie gewaltsame Erpressungen oder das Zufügen von Verletzungen mit einer Waffe. Zum anderen machen die Daten deutlich, dass Frauen durchwegs seltener Gewalt ausüben als Männer. Eine genauere Betrachtung lässt darüber hinaus erkennen, dass der Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Befragten um so ausgeprägter wird, je schwerer die Art der ausgeübten Gewalt ist und je häufiger Gewalt ausgeübt wurde. Dieser Befund stimmt gut mit Ergebnissen anderer Untersuchungen überein.

Für die weiteren Analysen stellt sich das Problem, in welcher Weise ein *aggregierter Gewaltindikator* konstruiert werden soll, da ein Arbeiten mit allen Einzelitems wenig praktikabel ist und zudem vermutet werden kann, dass sich in den Antworttendenzen auf die einzelnen Items eine Gesamttendenz zu gewalttätigem Verhalten äussert. Häufig wird hierbei eine Strategie eingeschlagen, die ausschliesslich auf blosse Prävalenzraten von Delinquenz abstellt, also nur das Kriterium Gewalt «ja» oder «nein» als Information verwendet. Allerdings läuft eine solche Strategie auf eine völlige Einebnung von Unterschieden zwischen verschiedenen Gewaltformen und Gewalthäufigkeiten hinaus (vgl. Wikström, 1991; Albrecht, 1992). Ich arbeite daher im folgenden mit einem Indikator zur Messung von Gewalt, der wenigstens teilweise Häufigkeit und Schwere der Handlungen berücksichtigt.

Zur Berechnung dieses Indikators wurden zunächst die Angaben zu allen sechs Gewaltitems aufsummiert, wobei der Unterschied zwischen der Angabe «einmal getan» und «mehrmals getan» nicht berücksichtigt wurde. Diese Variable hat den Wertebereich 0 (= «keine Gewalt je ausgeübt») bis 6 (=«alle Formen von Gewalt mindestens einmal ausgeübt»). Um die Schiefverteilung dieses Zwischenindikators zu korrigieren, wurden anschliessend die Werte in drei Gruppen zusammengefasst (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Konstruktion des dreistufigen Gewaltindikators

Zwischenindikator	Indexwert	Häufigkeit		Label
		Männer	Frauen	
Keine Gewalt angegeben	1	106	172	«keine Gewalt»
1 bis 2 Gewaltitems	2	134	105	«wenig Gewalt»
3 oder mehr Gewaltitems	3	49	13	«viel Gewalt»

Da die Angabe von ein oder zwei Gewaltitems sich fast durchwegs auf die wenig gravierenden und häufigen Formen von Gewalt bezieht und die Angabe von 3 oder mehr Gewaltitems notwendigerweise schwerere Formen von Gewalt einschliesst, kann der gewählte Gewaltindikator als Mass von Schwere und Intensität von selbstberichteter Gewalt interpretiert werden. Die drei Ausprägungen des Gewaltindikators werde ich im folgenden durchwegs als «keine Gewalt», «wenig Gewalt», «viel Gewalt» ansprechen.

Die Messung von Männlichkeitsbildern

Im Gegensatz zu vielen anderen Themenbereichen fanden wir in der Literatur kein befriedigendes Befragungsinstrument vor, um Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder zu messen. Wir beschlossen daher, bei der Operationalisierung dieses theoretischen Konstruktions eigene Wege zu gehen. Dabei gingen wir von der Idee aus, den Begriff «Männlichkeits-», beziehungsweise «Weiblichkeitsbild» wörtlich zu nehmen. Wir haben daher den Jugendlichen Bilder von jungen Männern und Frauen vorgelegt, die aus Jugendzeitschriften oder Modeheften stammen und die auf einer Sympathieskala von 1 («gefällt mir überhaupt nicht») bis 6 («gefällt mir sehr gut») zu bewerten waren. Die dahinterstehende Überlegung war, dass Präferenzen für stereotype Bilder Rückschlüsse auf die Geschlechtsidentität des Befragten zulassen.² Für eine solche Strategie spricht aus theoretischer Perspektive, dass in

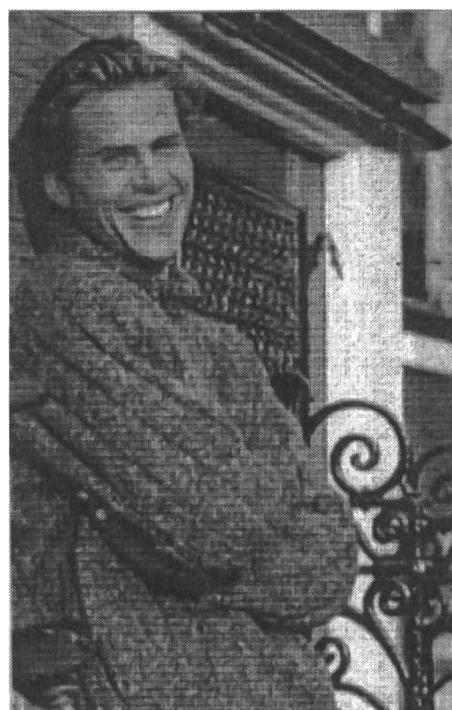
der Literatur zu Geschlechterstereotypen häufig angenommen wird, die Prägung der Geschlechtsidentität werde stark durch *massenmedial vermittelte Stereotype* beeinflusst (vgl. z.B. Connell, 1987; Craig, 1992; Böhnisch und Winter, 1993). Die 12 schliesslich in den Fragebogen aufgenommenen Bilder von jungen Frauen und Männern sind das Ergebnis mehrerer Evaluationsphasen, deren Grundlage eine grosse Zahl möglicher Bilder gewesen war. Ich beschränke mich hier auf eine Analyse der Männlichkeitsbilder.

Das zentrale Problem, das sich stellt, wenn man Bilder durch Befragte bewerten lässt, besteht darin, den *semantischen Gehalt* der präsentierten Stimuli zu identifizieren. Denn nur dann, wenn Aussagen darüber gemacht werden können, welchen kulturellen Code ein Bild innerhalb einer Gesellschaft kommuniziert, können die Bewertungen für weitere Analysen nutzbar gemacht werden. Eine ideale Lösung dieses Problems wäre, die Beschreibung der wahrgenommenen Inhalte eines Bildes durch die Befragten selber vornehmen zu lassen. Allerdings hätte diese anspruchsvolle Aufgabe weit mehr Zeit in Anspruch genommen, als uns in der Befragung der Jugendlichen zur Verfügung stand. Wir haben daher mit Studierenden der Soziologie im ersten Semester einen *Pretest* durchgeführt, im Rahmen dessen unter anderem eine semantische Validierung Bilder vorgenommen wurde. Dabei erhielten die Studierenden die Aufgabe, die vorgelegten Bilder durch je drei frei wählbare Adjektive zu charakterisieren. Als Orientierungshilfe wurden den Studierenden 56 Adjektive der «ACL Masculinity and Femininity Scale» (Heilbrun, 1976; vgl. auch Lemney, 1991) und des «Bem Sex Role Inventory» (BSRI, vgl. Bem, 1974) vorgelegt. Es stand ihnen aber frei, beliebige andere Adjektive zu wählen. Bei 60 befragten Studierenden und sechs Männerbildern konnten insgesamt 1080 Adjektive vergeben werden. Tatsächlich wurden 1053 Adjektive vergeben. Verwendet wurden 262 verschiedene Adjektive, wobei die 50 häufigsten Adjektive 70,5% aller Vergaben ausmachten.

In einem ersten Bearbeitungsschritt wurden dann die vergebenen Adjektive in Feinkategorien zusammengefasst. Dadurch reduzierte

sich die Zahl verschiedener Adjektive auf 148. Abbildung 1 und Tabelle 3 zeigen die sechs verwendeten Bilder sowie die fünf jeweils am häufigsten vergebenen Adjektive. Die Bezeichnungen der Bilder wurden von uns nachträglich geschaffen und dienen nur der Orientierung.

Abbildung 1: Die sechs Männlichkeitsbilder, die den Jugendlichen zur Bewertung vorgelegt wurden



Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6

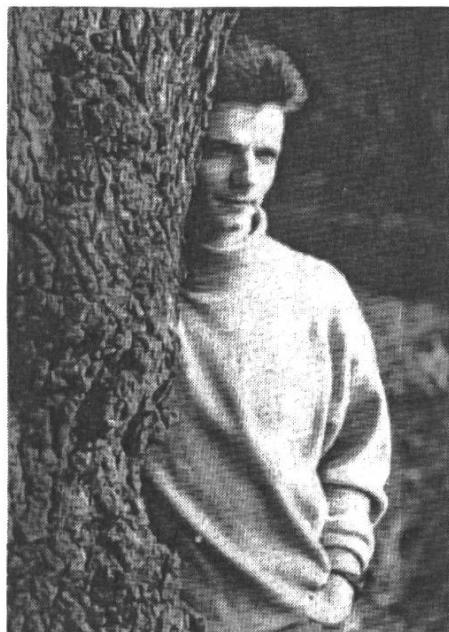
Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6



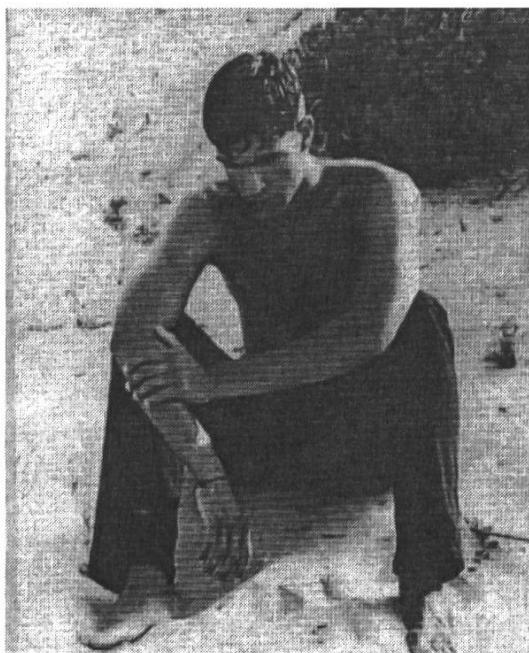
Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6



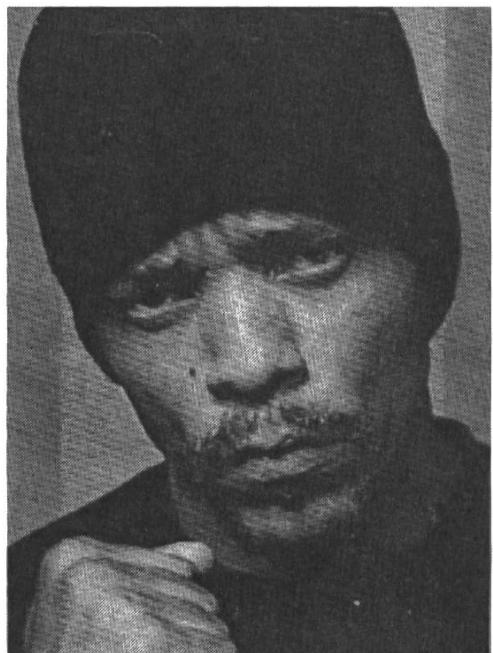
Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6



Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6



Note (bitte ankreuzen)

1 2 3 4 5 6

Tabelle 3: Eigenschaftsprofile der vorgegebenen 6 Bilder von jungen Männern aufgrund des Pretest

(Prozent der Antwortenden, die das entsprechende Adjektiv vergeben haben. Da jede/r Antwortende drei Adjektive vergeben konnte, beträgt die Summe aller Adjektive 300%)

«Der Eigenwillige»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
arrogant	21%
eigenwillig	18%
eitel	18%
unbeständig	18%
männlich	12%

«Der Sportlich-Aktive»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
sportlich	26%
glücklich	25%
eitel	17%
angepasst	16%
sympathisch	16%

«Der Leistungsorientierte»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
ehrgeizig	39%
angepasst	36%
arbeitsam	34%
bieder	29%
arrogant	11%

«Der Feminine»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
gefühlsbetont	28%
scheu	19%
treu	18%
bescheiden	14%
sentimental	14%

«Der Nachdenkliche»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
nachdenklich	35%
traurig	25%
gefühlsbetont	19%
sentimental	18%
einsam	14%

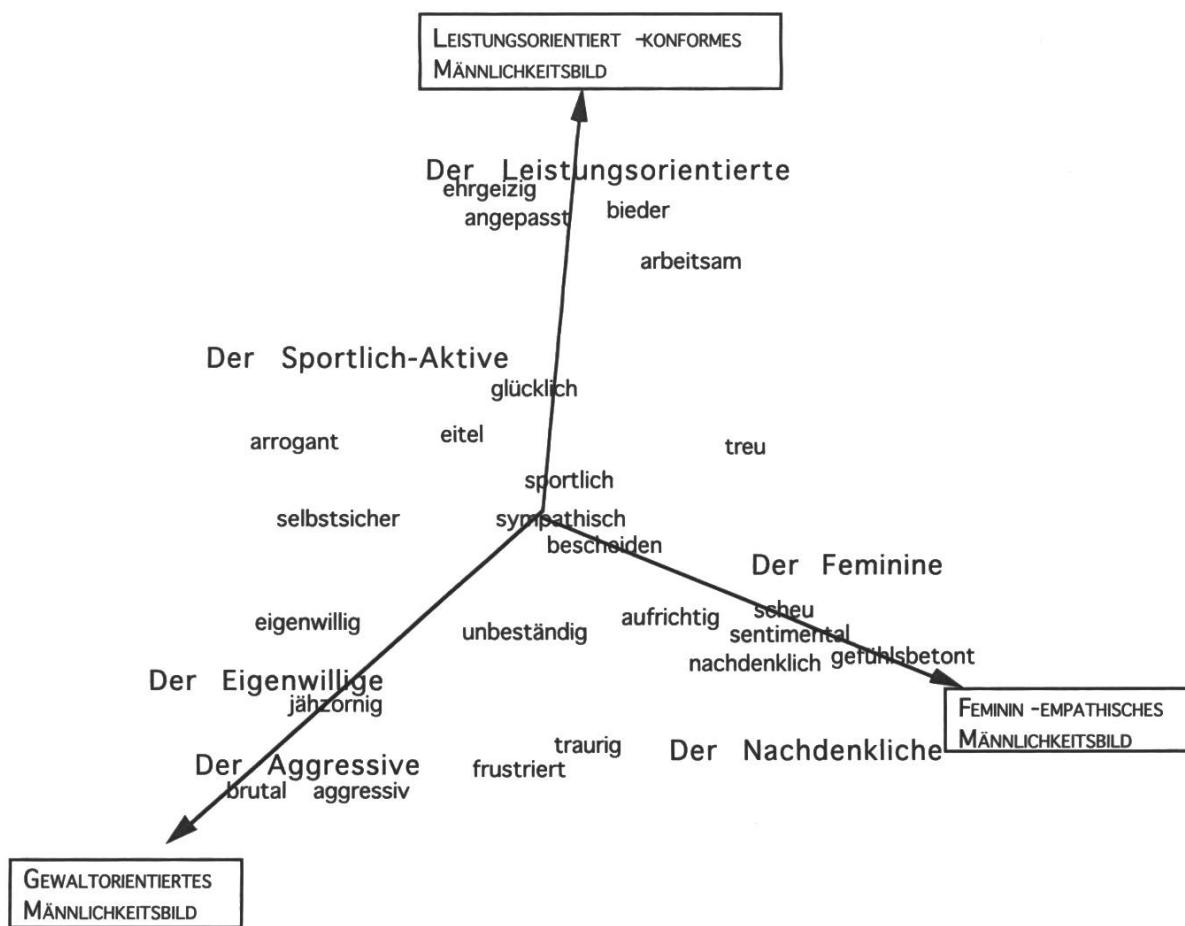
«Der Aggressive»

Vergebene Adjektive	%-Anteil
brutal	38%
aggressiv	34%
jähzornig	19%
frustriert	17%
selbstsicher	10%

In einem zweiten Bearbeitungsschritt ging es darum, Dimensionen von Männlichkeitsstereotypen anhand der vergebenen Adjektive zu identifizieren. Dabei wurden nur jene 24 Adjektivkategorien weiter berücksichtigt, welche mindestens 12 mal vergeben worden waren. Diese machen 53% aller vergebenen Adjektive aus. Die Häufigkeit jedes der Adjektive pro Bildstimulus bildete den Input für eine sogenannte *multidimensionale Skalierung* (Kruskal und Wish, 1978; Hartung und Elpelt, 1989: 377ff). Dieses Verfahren bildet Stimuli und Variablen so auf einer Ebene ab, dass die Summe aller Distanzen zwischen Stimuli und Variablen minimiert wird.

Das Ergebnis ist in Abbildung 2 dargestellt. Bei der Analyse der Ergebnisse von multidimensionalen Skalierungen ist der Forschende freigestellt, entweder die Achsen oder die Gruppenbildungen (oder beides) zu interpretieren. Betrachten wir zunächst die vertikale und die horizontale Achse der Darstellung, so lassen sich jene zwei zentralen Dimensionen erkennen, die wir oben theoretisch angenommen haben. In der Vertikalen bildet sich eine latente Dimension ab, die man als *Zentralität* des Männlichkeitsbildes bezeichnen kann, wobei Begriffe und Bilder im oberen Teil der Darstellung das kulturell legitime und dominierende Männlichkeitsbild anzeigen. In der Horizontalen lässt sich unschwer eine *Empathiedimension* erkennen, die einen Pol von Empathielosigkeit auf der linken Seite von einem Pol hoher Empathie auf der rechten Seite trennt. Diese Empathiedimension ist gleichzeitig eine «Maskulinitäts–Femininitäts-Dimension». So gehören die Adjektive auf der rechten Seite der Darstellung allesamt zu jener Gruppe von Adjektiven, welche in der Adjective Check List von Heilbrun (1976) als Indikatoren für «Femininität» interpretiert werden.

Abbildung 2: Zweidimensionale Lokalisierung der vergebenen Adjektive sowie der vorgelegten Männlichkeitsbilder (Lösung einer MDS-Analyse)



Statistische Kennwerte: Iterationen: 76; Kruskal's Stress-Wert: 0,079 («gut»); R2: 0,996.

Hinweis: In Normalschrift sind die Adjektive eingetragen, welche zu den Bildern vergeben wurden. Die fett und kursiv geschriebenen Eintragungen bezeichnen die Lokalisation der Bilder. Die Pfeile und die Bezeichnungen in den Kästen deuten die Interpretation der Ergebnisse an.

Bei einer genaueren Betrachtung wird darüber hinaus deutlich, dass sich sowohl Adjektive wie auch Bilder in drei Richtungen gruppieren,

welche zueinander etwa in einem 120-Grad-Winkel stehen. Ich interpretiere diese drei Richtungen als Manifestationen von drei Typen von Männlichkeitsbildern, die ich als «leistungsorientiert-konformistisches», «gewaltorientiertes» und «feminin-empathisches» Bild bezeichne.

3. Männlichkeitsbilder und selbstberichtete Gewalt

Damit ist zunächst nur eine semantische Verortung jener Bilder geleistet, welche den befragten Jugendlichen zur Bewertung auf einer Sympathieskala vorgelegt wurden. Wir können uns nun der zentralen Frage zuwenden, ob ein Zusammenhang zwischen Identifikationen mit Männlichkeitsbildern und dem Ausmass selbstberichteter Gewalt besteht. Die Erwartung lautet, dass eine hohe Präferenz für ein Männlichkeitsbild, das Aggressivität und geringe Empathie betont, mit mehr selber ausgeübter Gewalt einhergeht und eine Präferenz für konformistisch-leistungsorientierte oder feminin empathische Männlichkeitsbilder von einer geringeren Tendenz zur Ausübung von Gewalt begleitet ist.

Um diese Frage zu überprüfen, habe ich zunächst die Bewertungen der Bilder nach einer einfachen Regel recodiert. Wenn eine befragte Person einem Bild eine Bewertung vergeben hat, welche über dem Durchschnitt aller von der befragten Person vergebenen Bewertungen lag, dann erhielt die Präferenzvariable einen Wert von 1. Wenn die befragte Person einem Bild eine Bewertung vergeben hat, welche unter dem Durchschnitt aller von ihr vergebenen Bewertungen lag, dann erhielt die Präferenzvariable einen Wert von 0. Es werden also für jedes Bild zwei Gruppen von Jugendlichen unterschieden: Jene, welche ein Bild eher positiv bewertet haben und jene, welche ein Bild eher negativ eingestuft haben.

Diese Recodierung hat zum einen den Zweck, Unterschiede zwischen den Befragten in der Bewertungstendenz über alle Bilder insgesamt zu

eliminieren und nur jene Information zu behalten, die über die Bewertung eines Bildes relativ zu allen anderen Bildern Auskunft gibt. Zum anderen ermöglicht die Unterscheidung von zwei Gruppen eine tabellarisch anschaulichere Darstellung der Befunde, da nun für beide Teilgruppen die Raten der selbstberichteten Gewalt berechnet und miteinander verglichen werden können. Die Ergebnisse sind in Tabelle 4 dargestellt.

Tabelle 4: Sympathiewerte gegenüber den vorgelegten Bildern nach Ausmass von selbstberichteter Gewalt

a) *Männer*

	Bewer-tung	Selbstberichtete Gewalt			χ^2	Gamma
		nie	wenig	viel		
Der Leistungsorientierte ^a	–	26,6%	53,2%	20,2%		
	+	45,1%	43,1%	11,8%	10,9**	-0,33
Der Sportlich-Aktive	–	25,9%	51,9%	22,2%		
	+	41,3%	45,9%	12,8%	7,4*	-0,30
Der Feminin-Empathische	–	28,1%	51,8%	20,2%		
	+	42,6%	45,1%	12,3%	7,1*	-0,28
Der Nachdenkliche	–	39,1%	46,4%	14,5%		
	+	35,1%	48,5%	16,4%	(n.s.)	—
Der Eigenwillige	–	37,2%	47,2%	15,6%		
	+	35,6%	49,2%	15,3%	(n.s.)	—
Der Aggressive	–	44,6%	43,5%	11,9%		
	+	17,1%	58,5%	24,4%	20,4**	+0,49

b) Frauen

	Bewer-tung	Selbstberichtete Gewalt			χ^2	Gamma
		nie	wenig	viel		
Der Leistungsorientierte ^a	–	57,7%	36,1%	6,3%		
	+	65,0%	35,0%	0,0%	5,5*	-0,19
Der Sportlich-Aktive	–	47,6%	42,7%	9,8%		
	+	64,3%	33,3%	2,4%	11,2**	-0,34
Der Feminin-Empathische	–	51,1%	40,3%	8,6%		
	+	67,3%	32,0%	0,7%	14,8**	-0,36
Der Nachdenkliche	–	70,2%	24,6%	5,3%		
	+	56,5%	39,1%	4,3%	(n.s.)	—
Der Eigenwillige	–	63,5%	34,3%	2,2%		
	+	52,3%	39,3%	8,4%	7,6*	+0,25
Der Aggressive	–	64,2%	34,4%	1,4%		
	+	44,3%	41,4%	14,3%	23,8**	+0,43

Signifikanzen: * < 0,05; ** < 0,01.

^a Lesehilfe: Unter denjenigen, welche den «Leistungsorientierten» unsympathisch fanden, hatten 26,6% (Frauen 57,7%) noch nie Gewalt ausgeübt, 53,2% (36,1%) wenig Gewalt ausgeübt und 20,2% (6,3%) «viel» Gewalt ausgeübt. Unter denjenigen, welche dieses Bild sympathisch fanden, hatten 45,1% (65,0%) noch nie Gewalt ausgeübt, 43,1% (35,0%) «wenig» Gewalt ausgeübt und 11,8% (0,0%) «viel» Gewalt ausgeübt.

Ich beginne zunächst mit einer Diskussion der Ergebnisse für die *männlichen Befragten*. Sie zeigen, dass für vier der bewerteten Bilder deutliche Unterschiede im Ausmass selbstberichteter Gewalt bestehen. Entsprechend unserer Hypothese erkennt man zunächst, dass ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Bewertung des Bildes vom *leistungsorientiert-konformistischen Mann* und selbstberichteter Gewalt besteht. Von den männlichen Jugendlichen, welche dieses Bild *negativ*

bewerten, geben rund 20% an, auch schon schwerere Formen von Gewalt ausgeübt zu haben, während es unter denjenigen Jugendlichen, welche dieses Bild *positiv* bewerten, mit rund 11% nur etwa halb so viel sind. Derselbe Zusammenhang, aber etwas weniger stark ausgeprägt, kann für die Identifikation mit *dem sportlich-aktiven Mann* festgestellt werden.

Ebenso bestätigt sich die These, dass eine Identifikation mit einem *empathisch-femininen Männlichkeitssbild* zu einer geringeren Wahrscheinlichkeit für die Ausübung von Gewalt führt, während männliche Jugendliche, die dieses Bild ablehnen, eher zur Ausübung von Gewalt tendieren. Keine statistisch signifikanten Zusammenhänge mit selbstberichteter Gewalt ergeben sich für die Bewertung des «nachdenklichen» und des «eigenwilligen» Mannes. Dies mag damit zusammenhängen, dass diese Bilder widersprüchliche semantische Elemente enthalten und von den Jugendlichen nicht eindeutig zugeordnet werden konnten.

Am ausgeprägtesten ist der Zusammenhang mit selbstberichteter Gewalt für die Bewertung des «*aggressiven Mannes*». Unter denjenigen jungen Männern, welche den «aggressiven Mann» unsympathisch fanden, hatten 44,6% noch nie Gewalt ausgeübt. 43,5% wenig Gewalt ausgeübt und bei 11,9% war es schon häufiger zu eigenen Gewalttaten gekommen. Sehr viel häufiger hatten diejenigen männlichen Jugendlichen schon Gewalt ausgeübt, welche dieses Bild positiv bewerteten: Bei nur 17,1% war es noch nie zu Gewalt gekommen, 58,5% hatten wenig Gewalt und 24,4% hatten schon viel Gewalt ausgeübt.

Wie bereits erwähnt, haben auch die befragten *Frauen* die vorgelegten Männerbilder auf einer Sympathieskala bewertet. Dies ist insofern theoretisch sinnvoll, als man argumentieren kann, dass einerseits die Bewertung des entgegengesetzten Geschlechtes ein wichtiger Teil der Bildung einer Geschlechtsidentität ist und zum anderen nicht a priori ausgeschlossen werden muss, dass Elemente gegengeschlechtlicher Bilder in die eigene Identität integriert werden. Allerdings würde man

erwarten, dass für die befragten Frauen der Zusammenhang zwischen der Bewertung der vorgelegten Männerbilder und dem Ausmass an selbstberichteter Gewalt schwächer ausgeprägt ist als für die befragten männlichen Jugendlichen.

Vor dem Hintergrund dieser Erwartung sind die empirischen Befunde überraschend. So weisen nicht nur – mit der Ausnahme eines Nullzusammenhangs – alle Assoziationen in die erwartete Richtung, sondern tendenziell sind die Zusammenhänge sogar etwas grösser als diejenigen für die männlichen Jugendlichen. Zudem lassen sich im Vergleich mit den Ergebnissen für die jungen Männer gewisse Verschiebungen in der Relevanz der Bilder für die Erklärung von Unterschieden im Ausmass selbstberichteter Gewalt feststellen. So ist für die weiblichen Befragten neben der Bewertung des aggressiven Mannes insbesondere *die Ablehnung des femininen Männerbildes* für das Ausmass an selbstberichteter Gewalt von zentraler Bedeutung während die positive oder negative Bewertung des karriereorientierten Mannes eine geringere Rolle als bei den männlichen Jugendlichen spielt.

Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse ist die Frage interessant, wieviel Varianz der selbstberichteten Gewalt bei gleichzeitiger Berücksichtigung aller Männlichkeitsbilder erklärt werden kann und von welchen Männerbildern die entscheidenden Effekte ausgehen. Um diese Frage zu klären, habe ich multiple lineare Regressionen mit einem schrittweisen Ausschluss von nicht relevanten Variablen durchgeführt. Die Gleichungen wurden zunächst getrennt für die männlichen und die weiblichen Befragten gerechnet. Anschliessend wurde ein Modell für das Gesamtsample unter Einschluss des biologischen Geschlechtes geschätzt. Die Ergebnisse sind in Tabelle 5 aufgeführt.

Tabelle 5: Effekte von Männlichkeitsbildern auf selbstberichtete Gewalt
 (Schrittweise multiple Regression, Einschlusskriterium $p = 0.10$)

Standardisierte β -Koeffizienten

	Männer	Frauen	Gesamtmodell
Der Leistungsorientierte	– 0,201**	--	– 0,175**
Der Sportlich-Aktive	--	– 0,211**	--
Der Feminin-Empathische	--	--	--
Der Nachdenkliche	--	--	--
Der Eigenwillige	--	+ 0,129*	--
Der Aggressive	+ 0,236**	+ 0,186**	+ 0,217**
Biologisches Geschlecht (Frau=2)			– 0,289**
Erklärte Varianz	9,9%	10,0%	14,7%

Signifikanzen: * $< 0,05$; ** $< 0,01$.

Sie zeigen in Übereinstimmung mit den obigen Befunden, dass für die befragten männlichen Jugendlichen die Ablehnung des leistungsorientiert-konformen Männlichkeitsbildes und die Identifikation mit einem aggressiven Männlichkeitsbild die Chance erhöht, dass selber Gewalt ausgeübt wird. Die Tatsache, dass beide Variablen in die Gleichung eingeschlossen werden, zeigt, dass die Bewertungen der beiden Bilder voneinander unabhängige Effekte auf die Wahrscheinlichkeit von selbstberichteter Gewalt haben. Hingegen geht für junge Frauen vor allem die Ablehnung des sportlich-aktiven Mannes sowie – wie bei den Männern – die positive Bewertung des aggressiven Männerbildes mit höherer Gewalt einher. Sowohl für die befragten Männer wie für die befragten Frauen erklären Unterschiede in der Bewertung der vorgelegten Bilder etwa 10% der gesamten Varianz von selbstberichteter

Gewalt. Das ist ausserordentlich viel. So lässt sich bei einer Betrachtung der Koeffizienten des Gesamtmodells feststellen, dass Unterschiede in der Identifikation mit gesellschaftlich vermittelten Geschlechtsstereotypen etwa gleich viel Varianz der selbstberichteten Gewalt erklären, wie das natürliche Geschlecht.³ Wir können also als Befund aus der bisherigen Diskussion festhalten, dass Unterschiede bezüglich von kulturell vermittelten Geschlechtsidentitäten mindestens ebensoviel bedeutsam zur Erklärung von jugendlicher Gewalt sind wie Unterschiede im biologischen Geschlecht.

4. Sozio-strukturelle Wurzeln von Männlichkeitsbildern

Die bislang diskutierten Ergebnisse zeigen, dass ausgeprägte Zusammenhänge zwischen der Identifikation mit Männlichkeitsbildern und selbstberichteter Gewalt bestehen. Ausgehend von unseren einleitenden theoretischen Überlegungen stellt sich hieran anschliessend die Frage, ob diese Identifikations- und Präferenzmuster ihre Wurzeln in sozial-strukturellen Voraussetzungen haben. So lässt sich beispielsweise die Frage stellen, ob...

- ... die positive Bewertung von Männlichkeitsbildern, welche physische Kraft und Aggressivität betonen, bei Jugendlichen der Unterschicht stärker verankert seien als bei Jugendlichen der Oberschicht,
- ... unterschiedliche Männlichkeitsbilder in Zusammenhang mit der Herkunft aus unterschiedlichen Kulturen stehen, etwa in dem Sinne, dass Jugendliche, welche aus stark patriarchal geprägten Kulturen stammen, empathisch-feminine Männlichkeitsbilder eher ablehnen und sich stärker an einem Typus von Maskulinität orientieren, der physische Kraft betont,
- ... Jugendliche, deren Eltern einen autoritären Erziehungsstil pflegen (z.B. ihre Kinder schlagen) oder deren Eltern weniger Unterstüt-

zung ausüben, sich andere Männlichkeitsbilder aneignen als Jugendliche, deren Eltern durch einen empathisch-fürsorglichen Erziehungsstil charakterisiert werden können,

... Jugendliche aus Familien, in denen der Vater (z.B. wegen Trennung, Scheidung oder Tod) abwesend ist, sich kompensatorisch stärker mit einem patriarchal geprägten Männlichkeitsbild identifizieren.

Es entspricht dem explorativen Charakter der hier vorgelegten Ergebnisse, dass ich all diese Thesen soweit als möglich überprüft habe. Dabei bestand die Erwartung, dass der eine oder andere Zusammenhang feststellbar sein müsste. Zu meiner eigenen Überraschung stellte sich jedoch heraus, dass sich für keine der oben spezifizierte Hypothesen empirische Belege finden lassen. Insbesondere lässt sich feststellen, dass...

... keine Unterschiede in der Präferenz für die Männlichkeitsbilder zwischen Jugendlichen verschiedener Bildungsstufen besteht,

... Jugendliche aus verschiedenen Immigrationsländern keine systematisch von Schweizer Jugendlichen abweichenden Identifikationsmuster aufweisen,

... kein Zusammenhang zwischen dem Erziehungsstil der Eltern und den Präferenzen der Jugendlichen für Männlichkeitsbilder besteht, und

... Jugendliche aus unvollständigen Familien dieselben Präferenzen für die vorgelegten Männlichkeitsbilder haben wie Jugendliche aus vollständigen Familien,

... kein Zusammenhang zwischen dem Problemlösungsverhalten der Jugendlichen und der Präferenz für Männlichkeitsbilder besteht,

... und diese Befunde sowohl für die männlichen wie die weiblichen Befragten gelten.

Diese Befunde bedeuten nicht, dass die erwähnten Komplexe keinen Einfluss auf selbstberichtete Gewalt haben. Im Gegenteil: Wir haben an anderen Orten gezeigt, dass etwa zwischen Bildungsstufen oder Problemlösungsverhalten einerseits und selbstberichteter Gewalt andererseits deutliche Zusammenhänge bestehen (Branger/Eisner und Liechti, 1994). Sie bedeuten aber: Männlichkeitsbilder haben hiervon unabhängige Effekte auf selbstberichtete Gewalt; sie stehen nicht in erkennbarer Weise mit sozialstrukturellen Hintergrundsvariablen in Zusammenhang. Das ist angesichts der oben angesprochenen Theorien zu den sozio-strukturellen Wurzeln unterschiedlicher Männlichkeitsbilder überraschend. Weder lässt sich die Subkulturtheorie von Albert Cohen belegen, nach der Unterschichtangehörige Männlichkeitsvorstellungen haben, die Maskulinität stärker betonen, noch finden sich Belege für die These, dass der familiären Sozialisation Auswirkungen auf die geschlechtsbezogene Identitätsbildungsprozesse haben. Am ehesten sprechen die hier gezeigten Befunde für die These einer spezifisch männlichen Orientierungskrise, in der verbindlich tradierte Männlichkeitsbilder abgebaut wurden und sich Jugendliche in einer «Bastelbiographie» unter Zuhilfenahme von massenmedial vermittelten Identitätsfragmenten ein Selbstbild zurechtschustern (Heitmeyer 1994). Solche Identitätskonstrukte sind dann zwar weitgehend abgelöst von sozio-strukturellen Hintergrundbedingungen, haben aber sehr wohl – wie in den obigen Ausführungen gezeigt wurde – reale Auswirkungen auf das individuelle Handeln.

Hieran anschliessend möchte ich eine letzte empirische Frage ansprechen, die gleichzeitig einen Ausblick auf weitere Forschungen eröffnet. Ich habe eben darauf hingewiesen, dass die Präferenzen für die vorgelegten Männlichkeitsbilder keine Unterschiede nach dem besuchten Schultypus aufweisen. An Mittelschulen finden genau gleich viele Jugendliche den aggressiven Mann sympathisch wie an Real- oder Oberschulen. Nun können aber die Auswirkungen von Identika-

tionen mit massenmedial vermittelten Männlichkeitsbildern auf das reale Handeln bei verschiedenen Gruppen sehr unterschiedlich sein. So kann man die Hypothese formulieren, dass Jugendliche mit höheren Bildungsressourcen beispielsweise aus Protest gegen Eltern oder Lehrpersonen in einem aggressiv-empathielosen Männlichkeitsbild eine attraktive Möglichkeit der Selbstinszenierung sehen, ohne dass dies sich direkt in selber ausgeübter Gewalt niederschlagen würde. Demgegenüber wäre für Jugendliche mit geringeren Bildungsressourcen zu erwarten, dass Distanzierungen gegenüber massenmedial vermittelten Identifikationsangeboten schwerer fallen und dass deren Übernahme in das Selbstbild sich direkter in Handlungen niederschlägt.

Um diese These zu überprüfen, habe ich den Zusammenhang zwischen der Präferenz für die vorgelegten Bilder und dem Ausmass an selbstberichteter Gewalt nach besuchtem Schultypus getrennt untersucht. Ich präsentiere hier nur den Befund für die Identifikation mit dem aggressiv-empathielosen Männlichkeitsbild (vgl. Tabelle 6).

Tabelle 6: Selbstberichtete Gewalt und Sympathie für den aggressiven Mann nach besuchtem Schultypus

(Frauen und Männer zusammen)

Hinweis: Die Oberschule ist im Kanton Zürich der tiefste Schultypus, die Mittelschule der höchste Schultypus.

	Bewer-tung	Selbstberichtete Gewalt			χ^2	Gamma
		nie	wenig	viel		
Mittelschule	–	58,8%	36,8%	4,4%		
	+	41,9%	41,9%	19,1%	4,9	+0,354
Sekundarschule	–	54,0%	40,2%	5,7%		
	+	30,8%	56,8%	12,3%	11,0**	+0,418
Realschule	–	51,4%	39,9%	9,5%		
	+	24,4%	48,8%	26,8%	11,7**	+0,499
Oberschule ^a	–	59,4%	35,9%	4,7%		
	+	13,3%	46,7%	40,0%	18,7**	+0,793

Signifikanzen: * < 0,05; ** < 0,01.

^a Lesehilfe: Unter den Oberschülern und Oberschülerinnen, welche den «aggressiven Mann» unsympathisch fanden, hatten 59,4% noch nie Gewalt ausgeübt. Unter ihren Schulkollegen, welche dieses Bild als «sympathisch» einstuften, hatten 13,3% noch nie Gewalt ausgeübt.

In diesen Daten wird überraschend deutlich ein Sachverhalt deutlich, der sich auch für alle anderen vorgelegten Bilder nachweisen lässt. Je tiefer der Bildungsstatus der Befragten ist, desto direkter schlägt eine Identifikation mit dem aggressiv-empathielosen Männlichkeitsbild direkt auf die Wahrscheinlichkeit der Ausübung von Gewalt durch den Befragten selber durch. Dies lässt sich besonders deutlich an den χ^2 und Gamma-Werten in den beiden hinteren Spalten nachvollziehen, welche mit geringerer Bildungsstufe immer stärker werden.

Dieser letzte Befund weist nun doch in Richtung auf die Subkulturttheorie von Cohen, allerdings in einer wesentlich veränderten Form. Es sind nicht die Präferenzen für Männlichkeitsbilder, die schichtspezifisch verteilt sind. Sie werden unter Bedingungen einer Massenkommunikationsgesellschaft breit gestreut und von Jugendlichen im Rahmen unterschiedlicher Lebensstile auch aufgenommen. Nach sozialer Lage unterschiedlich sind aber die Auswirkungen, welche die Identifikation mit einer gesellschaftlich vermittelten Geschlechtsidentität hat. So münden Identifikationen mit den gewalttätigen Helden der Bildschirme und Printmedien bei Jugendlichen mit geringen Bildungsressourcen viel direkter auf eigenes Gewalthandeln als bei Jugendlichen mit höheren Bildungsressourcen.

Schlusswort

Mit diesen letzten Bemerkungen ist nur ein Bereich angesprochen, in welchem äusserst spannende Fragen weiter auszuformulieren und empirisch zu überprüfen sind. Doch haben hoffentlich die hier vorgelegten Überlegungen und Befunde deutlich gemacht, dass insgesamt ein Zugang zur Gewaltproblematik, welche über die einfache Dichotomie des biologischen Geschlechtes hinausgeht und nach den Auswirkungen unterschiedlicher, gesellschaftlich vermittelter Männlichkeits-, aber auch Weiblichkeitsbilder fragt, eine Vielzahl von Einsichten zu vermitteln vermag.

Jedenfalls haben die hier vorgestellten Befunde gezeigt, dass selbst mit einem Erhebungsinstrument, das hier erstmals angewendet wurde und sicherlich noch weiter verbessert werden kann, ein ähnlich grosser Anteil an Unterschieden im Ausmass individueller Gewalt erklärt werden kann wie durch das biologische Geschlecht. Dies sind Befunde, die es zunächst forschungsstrategisch als angebracht erscheinen lassen, die voreilig ad acta gelegten kulturtheoretischen Ansätze der Delinquenzsoziologie wieder verstärkt zu diskutieren. Allerdings müssten neue theoretische Ansätze entwickelt werden, welche zum einen

verschiedene Ebenen der Produktion und Aneignung kultureller Phänomene berücksichtigen und zum anderen komplexere Modelle der Wechselwirkung zwischen sozial-strukturellen Voraussetzungen und sozialen Identitäten entwickeln.

«Innere Sicherheit» wird sich hierbei als analytisches Konstrukt wohl kaum durchsetzen. Doch weist der Begriff insofern immerhin in die richtige Richtung, als bei einer weiterführenden Analyse der Bedeutung von Männlichkeitsbildern für das Verständnis von Gewalt sicherlich der Frage nach Verunsicherungen im Prozess der Identitätsbildung und den Möglichkeiten, in einer komplexen Welt innere Sicherheit zu erlangen, mit Sicherheit eine grosse Bedeutung zukommen wird.

Anmerkungen

- 1 Im Original: «Über den Mann weiss die Soziologie nichts».
- 2 Hingegen ist zu vermuten, dass die direktere Frage danach, wie sich eine Person selber sieht oder wie sie gerne sein möchte, nicht nur schwerer zu beantworten ist, sondern auch eher zu Verzerrungen im Sinne sozialer Erwünschtheit führt.
- 3 Die Anpassungsgüte des Gesamtmodells kann weiter verbessert werden, wenn man Interaktionseffekte zwischen Geschlecht und Identifikation zulässt. Der Einfachheit halber wurde diese Problematik hier nicht berücksichtigt.

Literatur

- Albrecht, G. und C.-W. Howe (1992). «Soziale Schicht und Delinquenz; Verwischte Spuren oder falsche Fährte?», *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 44, 4, 696–730.
- Bem, S. L. (1974). «The Measurement of Psychological Androgyny», *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155–162.
- Benard, C. und E. Schlaffer (1980). *Der Mann auf der Strasse*, Hamburg: Rowohlt.
- Berger, P. L. und T. Luckmann (1980). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit; Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Böhnisch, L. und R. Winter (1993). *Männliche Sozialisation; Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*, Weinheim: Juventa.
- Branger, K., M. Eisner und F. Liechti (1994). *Delinquenz, Gewalt und Opfererfahrungen von Jugendlichen in der Stadt Zürich*; Erste Ergebnisse einer Befragung von 594 SchülerInnen der 9. Klassen in der Stadt Zürich, Soziologisches Institut der Universität Zürich und Professur für Soziologie der ETH-Zürich,
- Branger, K. und F. Liechti (1995). *Jugenddelinquenz in der Stadt Zürich*, Soziologisches Institut der Universität Zürich,
- Cohen, A. K. (1965). *Delinquent Boys; The Culture of the Gang*, New York: Free Press.
- Connell, R. W. (1987). *Gender and Power; Society, the Person and sexual Politics*, Stanford: Stanford University Press.
- Craig, S. (Hrsg.) (1992). *Men, Masculinity, and the Media*, Newbury Park: Sage.
- Eisner, M. (1993). *Alltägliche Gewalt in Schweizer Städten*, Zürich: Nationales Forschungsprogramm Stadt und Verkehr.
- Erikson, E. H. (1980). *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main: Surkamp.
- Gilmore, D. (1991). *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*, München:

- Gruen, A. (1992). *Der Verrat am Selbst. Die Angst vor der Autonomie bei Mann und Frau*, München.
- Hartung, J. und B. Elpelt (1989). *Multivariate Statistik; Lehr- und Handbuch der angewandten Statistik*, München: Oldenburg Verlag.
- Heilbrun, A. B. (1976). «Measurement of masculine and feminine sex role identities as independent dimensions», *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 44, 183–190.
- Heintz, P. (1968). *Einführung in die soziologische Theorie*, Stuttgart: Klett.
- Heitmeyer, W. (1994). «Entsicherungen; Desintegrationsprozesse und Gewalt», in Beck, U. und E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 376–401.
- Hollstein, W. (1991). *Nicht Herrscher, aber kräftig; Die Zukunft der Männer*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kaiser, G. (1989). *Kriminologie; Eine Einführung in die Grundlagen*, Heidelberg: UTB.
- Kersten, J. (1993a). «Crime and Masculinities in Australia, Germany and Japan», *International Sociology*, 8, 4, 461–478.
- Kersten, J. (1993b). «Der Männlichkeitskult – Über die Hintergründe der Jugendgewalt», *Psychologie Heute*, 20, 9, 50–57.
- Kersten, J. (1995). «Junge Männer und Gewalt», *Kriminalpolitik; Forum für Praxis, Politik und Wissenschaft*, 8, 1, 22–27.
- Killias, M. (1991). *Précis de Criminologie*, Berne: Stämpfli.
- Kruskal, J. B. und M. Wish (1978). *Multidimensional Scaling*, Beverly Hills: Sage Publications.
- Lemney, E. (1991). «Sex Roles: The Measurement of Masculinity, Femininity and Androgyny», in Lemney, E. (Hrsg.), *Measures of Personality and Social Psychological Attributes*, Academic Press, 573–656.
- Maguire, M., R. Morgan und R. Reiner (Hrsg.) (1994). *The Oxford Handbook of Criminology*, Oxford: Clarendon Press.
- Merton, R. K. (1938). «Social Structure and Anomie», *American Sociological Review*, 3, 672–682.
- Merton, R. K. (1968). «Sozialstruktur und Anomie», in Sack, F. und R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*, Frankfurt: AVG, 283–313.

- Miller, W. B. (1958). «Lower Class Culture as a Generating Milieu of Gang Delinquency», *Journal of Social Issues*, 19, 5–19.
- Morgan, D. H. J. (1992). *Discovering Men*, London: Routledge.
- Whyte, W. F. (1943). *Street Corner Society; The Social Structure of an Italian Slum*, Chicago: University of Chicago Press.
- Wikström, P.-O. H. (1991). *Urban Crime, Criminals, and Victims; The Swedish Experience in an Anglo-American Comparative Perspective*, New York: Springer.
- Wolfgang, M. E. und F. Ferracuti (1967). «Subculture of Violence – A Socio-Psychological Theory», in Wolfgang, M. (Hrsg.), *Studies in Homicide*, New York: Harper&Row.
- Zeltner, E. (1993). *Kinder schlagen zurück; Jugend-Gewalt und ihre Väter*, Bern: Zytglogge.

